

Vea Kaiser



oder
Die Königin des Grand Hotels

Roman

Kiepenheuer & Witsch

Dieser Roman ist ein Werk der Fiktion. Seine Handlung
und alle Figuren sind frei erfunden.

Prolog

Die Frage, die mir zu meinem Schreiben am häufigsten gestellt wird, lautet: Wie kommen Sie auf solche Geschichten? Im Fall des vorliegenden Romans ist sie schnell beantwortet: Indem ich die Zeitung aufschlug. Dort las ich im Juni 2019 von einer Hotelbuchhalterin namens Angelika Moser, die ihrem Arbeitgeber, dem Grand Hotel Frohner, über Jahre hinweg 3,3 Millionen Euro gestohlen hatte. Vor Gericht zu ihren Motiven befragt, entschuldigte sie sich damit, nur das Beste für ihr Kind gewollt zu haben. Ich kam nicht umhin, ein gewisses Maß an Verständnis für diese Frau aufzubringen. Ich war hochschwanger mit meinem Sohn. Wenn ich seinen Fuß durch die Bauchdecke ertastete, ahnte ich: Ich würde auch 33 Millionen Euro stehlen, wenn er es bräuchte. Wer nicht? Wer ist in dieser närrischen, gar affigen Liebe, die man nur zum eigenen Kind empfinden kann, vor jeglicher Torheit gefeit?

Um Angelika Moser persönlich zu sprechen, betrat ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Gefängnis. Mir war nicht bewusst, dass man, will man eine Gefangene besuchen, selbst zur Gefangenen wird. Man reiht sich morgens in die Schlange vor der Justizvollzugsanstalt ein, verstaubt alle persönlichen Gegenstände in einem Schließfach, wird bei der Sicherheitskontrolle gefilzt, und dann wartet man in einem fensterlosen Gang auf im Boden verschraubten Sitzbänken – den eigenen Gedanken schonungslos ausgeliefert. Worauf mich nichts auf der Welt hätte vorbereiten können: die Freudenschreie kleiner Kinder, die, nachdem auch sie bei der Sicherheitskontrolle wie potenzielle Attentäter durchsucht worden waren, auf die Spielecke im hinteren Teil des Wartebe-

reichs zustürmten. Die zerschlissenen Spielsachen waren ihnen bestens vertraut.

Fast vier Stunden wartete ich, ehe ich aufgerufen wurde, in einem mit oranger Latexfarbe gestrichenen Zimmer Platz zu nehmen. Vor den Telefonboxen saß ich eine weitere halbe Stunde und fühlte mich deprimiert. Schon jetzt hatte ich hier drinnen jegliche Lebensfreude verloren. Ich erinnerte mich daran, was ich im Internet über die Architektur des Gebäudes gelesen hatte: Der Anblick solle »fürchterlich und auch stolz« sein, um Schrecken denjenigen zu verkünden, »die sich durch ihre Streiche der menschlichen Gesellschaft unwürdig gemacht haben«.

Jene charismatische, schlagfertige Frau mit munteren Augen, die auf der anderen Seite der milchigen Sicherheitsscheibe Platz nahm, war zu meiner Überraschung weit besserer Stimmung. Sie saß mir mit geradem Rücken und wohlgehaltenen Schultern gegenüber. Sofort schämte ich mich für meine lümmelnde Positur, rückte mich aufrecht, woraufhin sie grinste, als wollte sie mir zuflüstern: Das hab ich gesehen. Sie nahm den gelben Telefonhörer von der Gabel, lehnte sich auf den linken Unterarm, die langen Finger aufgefächert.

»Sie schauen nicht aus wie jemand, der von Schuldgefühlen zerfressen wird, weil er über drei Millionen Euro gestohlen hat«, sagte ich.

Ihre Hand glitt durch die Luft, als wollte sie wegwischen, was ich gesagt hatte.

»Wissen Sie, was das Einzige war, worauf ich mich in meinem Leben immer verlassen konnte? Darauf, dass mich der Schlaf im Stich lässt.« Sie lachte, dann hob sie ihre wohlgeformten Augenbrauen, weit sorgfältiger gezupft als meine: »Das Bettzeug kratzt, meine Stockbettkollegin redet zwanzig Stunden pro Tag, aber seit ich hier bin, döse ich beim Kontakt mit der Gummimatrmatze

weg und schlafe bis zum Weckruf.« Sie schaute an mir vorbei und setzte hinzu: »Es ist, als ob alles, was mich mal ausgemacht hat, ausgelöscht wurde; meine Mutter ist tot, mein Sohn ist weg, das Grand Hotel Frohner werd ich nie wieder betreten. Und ich schlafe hervorragend.«

Ich musste sie nicht bitten weiterzusprechen. Es sprudelte nur so aus ihr heraus. Vielleicht wollte sie nach all den Boulevard-Berichten ihre Geschichte einmal selbst erzählen. Oder sie war endlich ausgeschlafen genug, um die Puzzlesteine ihres Lebens zusammenzusetzen.

Sie berichtete, ich hörte zu, zu Hause schrieb ich alles auf. Elf Mal besuchte ich sie in der Justizanstalt, und ich traf auch weitere für die Handlung wichtige Personen, deren Geschichten zum Teil verändert wurden, um den erzählerischen Gesetzen einer Romanhandlung zu genügen. Die Pandemie unterbrach die Arbeit an diesem Buch, weswegen viel Zeit zwischen den Ereignissen und der Drucklegung verging. Aber noch gut erinnere ich mich an jene Frage, mit der Angelika Moser ihren Bericht begann:

»Wissen Sie, was eine Luftwatsche ist?«

Kreta im August 2024



Die Heldin sucht Glück,
Liebe und ein paar Abenteuer
zum Drüberstreuen

*Sonderbar ist es mit den Gästen
im großen Hotel.
Keiner verlässt die Drehtür
so, wie er hereinkam.*

– Vicki Baum, *Menschen im Hotel* –

Glanz, Gestank und Gloria

Angelika hatte es endlich geschafft: Sie war draußen. Ingi stolperte hinter ihr über die Schwelle. Ein Stoß eiskalter Winterluft schlug ihnen gegen die erhitzten Gesichter.

»Nix über eine anständige Luftwatsche!«, schrie Ingi überdreht. Sie wurde von langen Nächten in jene Stimmung versetzt, in der man ganze Stadtviertel in Brand setzen will. Angelika in jene, in der zähe Friedensverhandlungen zu einem positiven Abschluss gebracht werden. Miteinander ein Land regieren, das hätten sie nicht gekonnt, aber um im Wien der späten Achtzigerjahre beste Freundinnen zu sein, reichte es.

»Ich muss dringend ins Bett«, sagte Angelika. Die Würfeluhr an der Südecke des Neuen Marktes zeigte vier Uhr. Wenn sie zügig gingen, könnte Angelika duschen und drei Stunden schlafen, bevor sie zur Arbeit musste. Ingi hakte sich bei ihr unter.

»Ja, aber vorher zum Würstelstand.«

»Bist du deppert? Ich muss schlafen.«

Ingi maulte, Angelika zog sie weiter, so wie sie es die ganze Nacht schon hätte tun sollen: *Das Lied noch! Nur noch ein Fluchtachter!! Da schau, der Branntweiner hat offen*. Niemand war mehr unterwegs. Angelika konzentrierte sich auf das Trottoir: Sie trug ihre neuen Stiefel, aber nicht einmal Hundehaufen lagen herum, obwohl die im von feinen alten Damen mit Handtaschenbellos bewohnten 1. Bezirk allgegenwärtig waren.

»Das hätt' ma uns heut sparen können«, murmelte Angelika und ärgerte sich über sich selbst. Im U4 war nichts

los gewesen. Noch vor Kurzem hatte ihr Lieblingsclub samstags geschlossen gehabt, weil der Andrang zu groß war. Junge Leute hatten ihren Omas aufgetragen, in der Kirche eine Kerze dafür anzuzünden, dass der Türsteher sie einließ. Heute: ein paar Alkoholleichen und schlechte Musik. Ingi hatte Angelika daraufhin zu einer WG-Party am Schwedenplatz geschleift, doch als sie eintrafen, waren die Gastgeber bereits am Abwaschen. Schlussendlich waren sie mal wieder beim Brantwainer hinter der Kapuzinergruft gelandet, wo man den sauren Weißwein aus der Zwei-Liter-Flasche nur mit Zwetschkenschnaps hinunterbekam.

»Jede Erfahrung erweitert den Horizont!«, murmelte die sturzbetrunkene Ingi und japste freudig, als sie um die Ecke bogen: »Da schau, da gibt's noch Debreziner.«

Am Würstelstand hinter der Oper herrschte Hochbetrieb. Es war der letzte Donnerstag im Fasching – Opernball. Unter schwarzen Mänteln und Pelzen wischten die großen Ballroben aufgedonnerter Damen den Asphalt sauber. Sie hüllten ihre opulenten Hochsteckfrisuren in den Duft von triefenden Käsekrainern, die Herren führten ihren ordentlich behangenen Brustkörben zischendes Dosenbier zu. Früher hatte Angelika den Opernball mit ihrer Mutter Erna und den Nachbarinnen aus dem Gemeindebau im Fernsehen verfolgt. Sie bekam einen Fingerbreit Sekt in ihren Kakaobecher und durfte aufbleiben, während die Erwachsenen über die bessere Gesellschaft lästerten.

»Die Spießeria in Glanz und Gloria«, murmelte Ingi, zerrte Angelika dennoch in die Schlange vor der Ausgabe. Die Crème de la Crème der Wiener Hautevolee biss herzhaft in die Würstelstandwürste, als hätte sie noch nie im Leben so etwas Köstliches gegessen. Die kleine Angelika hatte davon

geträumt, als Debütantin den Opernball zu eröffnen. Doch das verschwieg die erwachsene Angelika ihrer Freundin Ingi, die Debreziner, Pfefferoni und ein Dosenbier vernichtete. »Eat the rich«, murmelte Ingi mit vollem Mund, und: »Peinliche Affen.« Angelika fand: Die Umstehenden sahen ansteckend fröhlich aus, während sie das bodenständigste Essen der Stadt in der aufwendigsten Toilette des Jahres genossen. War das nicht das Leben in Reinform? Wenn man tat, was man wollte, egal, wie es aussah? War es nicht peinlicher, sich für etwas Besseres zu halten, weil man im grindigsten Branntweinlokal der Innenstadt, das seit gut zwei Jahren nicht mehr gereinigt worden war, mit Namen begrüßt wurde? Ingi hatte aufgegessen und winkte ein Taxi herbei.

»Die ganzen Nacht bist mir am Oarsch gegangen, dass du heut arbeiten musst, also hoppi«, Ingi sprang auf die Rückbank, »ich zahl eh.«

Doch natürlich fand sie keinen Groschen in ihren Jackentaschen, als der Wagen in der Talgasse vor Hausnummer sieben hielt. Während Angelika missmutig Schillingmünzen zusammenklaubte, erbrach Ingi geräuschvoll in den Fußraum. Würstel und Pfefferoni waren noch als solche erkennbar.

»Das wird teuer«, sagte der Taxler unbeeindruckt.

Angelika hatte nur einen Tausender als Notgroschen zu Hause, den der Taxler wechseln fahren musste. Bis Angelika ihr Restgeld hatte, Ingi den Rest ihres Mageninhalts losgeworden war und gesäubert auf Angelikas Kanapee lag, dämmerte es. Angelika wollte duschen, aber sie war so erschöpft, dass sie sich zuerst kurz aufs Bett setzen musste. Früher hatte es ihr nichts ausgemacht, nach einer Nacht ohne Schlaf arbeiten zu gehen. Aber, wie ihr Lebensabschnittspartner Berti nicht müde wurde zu betonen: Der Dreißiger war nicht fern.

Angelika schauderte. Als sie ein Volksschulkind gewesen war, war eines Sommers Frau Magister Totznig auf die Viererstiege des Veza-Canetti-Hofs gezogen, in dem Angelika aufgewachsen war. Bis vierzehn Uhr sahen die Nachbarn zu, wie sich die Frau Magister alleine abmühte, ehe im Wiener Goldherz das Mitleid über die Schadenfreude obsiegte. »Studiertsein hilft auch net, wenn man eine alte Jungfer ist, der niemand mit dem Bücherschleppen hilft«, sagte Angelikas Mutter, die Hausbesorgerin Erna Moser, ehe diese ausnahmsweise ohne Bezahlung anpackte. Frau Magister Totznig wurde später Angelikas Französisch-Nachhilfelehrerin, zum Zeitpunkt ihres Einzuges war sie zweiunddreißig gewesen.

Und dann wachte Angelika auf. Durch die Vorhänge blitzte gleißend die Sonne. Der Radiowecker neben ihrem Bett zeigte 8:40.

»Oarsch!«, schrie Angelika. Sie war in der Ausgekleidung des Vortages eingeschlafen: Das passierte ihr nicht einmal, wenn sie sturzbesoffen mit einer Nachtbekanntschaft im Schlepptau nach Hause kam. Abschminken, ausziehen, duschen, Faltencreme und hundert Bürstenstriche, das Leben musste seine Ordnung haben, sonst entglitt es einem. Angelika hüllte sich in einen Nebel aus Deodorant und Parfüm. Ingi wackelte nicht einmal mit dem Zeh.

»Danke für nichts«, rief Angelika ihr zu, ehe sie aus der Tür und zum Taxistandplatz eilte.

Der Verkehr auf der Mariahilfer Straße war zäh. Im Fond des nächsten Taxis schwor sich Angelika, die Kosten der gestrigen Nacht auf den Groschen genau von Ingi einzutreiben – inklusive dieser Fahrt. Ingi war zwei Stockwerke über Angelika im Veza-Canetti-Hof aufgewachsen, bis Ingis Mutter ihren Arbeitgeber, einen Notar, geheiratet hatte

und sie in ein Einfamilienhaus nach Strebersdorf übersiedelt waren. Wenn zwei Leben gleich beginnen, aber konträre Verläufe nehmen, ist Freundschaft keine Selbstverständlichkeit, sondern eine Entscheidung. Das hatte Angelika verinnerlicht, die nie einen Vater gehabt hatte und Taschengeld nur aus Ingis Erzählungen kannte. Sie selbst war im Veza-Canetti-Hof zurückgeblieben und hatte ihrer Mutter vom ersten Ferienjob an bis zu ihrem Auszug Kostgeld zahlen müssen. Ingi studierte seit zehn Jahren Philosophie, Germanistik und das Wiener Nachtleben, da der Notar sie großzügiger bedachte als der Großteil der Väter ihre selbst gezeugten Kinder. Angelika war Buchhalterin, verdiente aber nicht genug, um ihre zugige Wohnung im Winter durchzuheizen. Dass sie Angelika immer wieder zum Fortgehen überredete, konnte man Ingi schlecht vorwerfen: Voraussetzung einer erfolgreichen Verführung war jemand, der sich verführen lassen wollte.

»Sodale«, sagte der Taxler, und Angelika stellte mit Schrecken fest, dass er vor dem Haupteingang auf dem »Johann-Strauss-Ring« genannten Abschnitt der Ringstraße hielt und nicht auf der Rückseite, wo eine unscheinbare Holztür zum Personalumkleideraum im Souterrain führte. Der Doorman Josef öffnete die Taxitür.

»Herzlich willkommen im Grand Hotel Frohner«, spulte er den in sein Blut übergegangenen Satz ab, ehe er verhalten wisperte: »Fräulein Angelika aus der Verwaltung?«

»Ich bin zu spät«, sagte Angelika, zahlte das Taxi und stieg aus. Es war drei nach neun. Mitarbeiter durften in ziviler Kleidung nur den Personaleingang benutzen, doch den riesigen Quader zu umrunden, als welcher sich das Grand Hotel über einen ganzen Block erhob, hätte zu lange gedauert.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte Josef.

»Es ist alles in bester Ordnung«, sagte Angelika, drückte den Rücken durch, zog den Bauch ein und ging mit großen Schritten auf die Drehtür zu, die sie vom Lärm am Johann-Strauss-Ring hinein in diese andere Welt brachte. Drinnen schmerzten die schlafdeprivierten Augen vom Glanz des vierzigflammigen Lobmeyr-Lusters, der als strahlendes Herz im Zentrum der Lobby leuchtete. Es war der verschlafene Vormittag nach einem Ball: Ein mondänes Paar öffnete seine Koffer, eine teuer gekleidete Dame wartete vor dem leeren Concierge-Stehpult. Die Marmorfiesen glänzten frisch poliert, es roch nach Bienenwachs, mit dem der gewaltige Rezeptionstresen einmal pro Monat behandelt wurde. Die emeraldfarbenen Plüschessel, Vorhänge, Teppiche und Uniformen der Angestellten waren makellos: kein Staubkorn nirgendwo, obwohl Emerald eine Farbe war, die wenig verzieh. Alles glänzte, prangte, beeindruckte, und Angelika meinte plötzlich, Ingis Erbrochenes an sich zu riechen. Sie dünstete Alkohol und kalten Rauch aus, das Haarspray hatte Vogelnester in ihrer Dauerwelle hinterlassen, und in ihrem Gesicht klebten Rückstände der gestrigen Schminke. Angelika war zwar als vaterlose Hausbesorgerinnentochter aufgewachsen, sie waren immer nur gerade so über die Runden gekommen, aber was ihre Mutter ihr von klein auf beigebracht hatte, war, dass einem eine Sache nie genommen werden konnte: Stolz. Wenn man ihn nicht empfand, gab es einen Zaubertrick, und dieser hieß: Haltung. Schulterblätter nach unten, Kinn nach oben, Haare aus dem Gesicht – Angelika schritt durch die Lobby, ihre Schuhe quietschten auf dem Fliesenboden. Rundherum: schöne Menschen. Reiche Menschen. Mächtige

Menschen. Der blendende Glanz dieses Traditionshauses, in dem Prinzessinnen und Präsidenten, Filmstars und Operntendivas, Konzernchefs und Unterweltlegenden genächtigt, geliebt, gelacht, gegessen, getrunken hatten. Und dieser Duft! Bei ihrem Vorstellungsgespräch vor acht Monaten war sie hauptsächlich deshalb so nervös gewesen, weil das Grand Hotel so beeindruckend gut duftete: nach süßlich frischer, leicht pudriger Sauberkeit. Angelika roch ihren eigenen Schweiß, aus ihren Poren drang das Ethanol. Um niemandes Blick zu begegnen, heftete sie ihre Augen auf das riesige Aquarium, das als Raumteiler zwischen Lobby und Barbereich fungierte. Die Guppys schwammen heiter zwischen Seegras und Piratenschiff. Sobald einer mit dem Bauch nach oben trieb, rauschten Angestellte heran, um ihn zu entnehmen. Regelmäßig kam der Guppy-Züchter mit einem Plastiksackerl vorbei, in dem frische Fische schwammen, auf dass kein Gast je merkte, dass auch im Grand Hotel Frohner die Welt im Wandel war: Hier wurde sie gehalten, hier herrschten Komfort, Glamour und Chic. Hier war alles besser, reiner, makellos. Das hatte Direktor Julius Frohner III. bei Angelikas Bewerbungsgespräch gesagt: Die Gäste im Grand Hotel Frohner suchten nicht die Auseinandersetzung mit der Realität, sondern eine Pause von derselben. Das Geheimnis eines jeden großen Hotels war, dass hinter den Kulissen Hunderte Zahnräder reibungslos ineinandergriffen, ohne dass die Gäste etwas bemerkten, sodass sie sich willkommen fühlen und der Illusion der Perfektion hingeben konnten. Und um ihren Anteil daran beizutragen wie ein emsig umherschwimmender Guppy, tauschte Angelika in der Personalumkleide ihren Pullover gegen den emeraldgrünen Hotel-Blazer und kam atemlos,

gequält von Übelkeit und Kopfschmerz, aber verzeihliche sieben Minuten zu spät in die Besprechung.

»Einen wunderschönen guten Morgen!«, begrüßte sie die Kolleginnen aus der Verwaltungsabteilung, als wäre alles in bester Ordnung.

Das Gewicht der Welt

Der Tag war hart. Hinter Angelikas Schläfen pochte der Schmerz, die Augäpfel brannten, die Esterházy-Schnitte, die ihre Kollegin Elvira Angermayer in der Kaffeeküche verzehrte, reizte ihren Magen.

»Na servus, hast du in einem mit Schnaps gefüllten Aschenbecher geschlafen?«, hatte Hilde Brunner geflüstert, die während der Besprechung im Abteilungsleiterbüro neben ihr gesessen hatte. Angelika hätte am liebsten erwidert, sie, Hilde Brunner, die oft tagelang nicht duschte, weil ihre vier Kinder zu Hause so ein Tohuwabohu veranstalteten, habe wohl kaum Recht auf Äußerungen zu olfaktorischen Zumutungen, aber ihr saurer Atem verbat ihr den Mund. In Zimmer V₂ der Verwaltungsabteilung arbeiteten außer Angelika vier Frauen, die der Dreifaltigkeit der Wiener Laster huldigten: *Heiliger Schlendrian, gib mir die Geduld, mich nicht zu überarbeiten. Sakrosankter Schlampertatsch, lass mich lässig über der mir nicht würdigen Welt schweben, wie es dem echten Wiener zusteht. Seliger Schludrian, hilf, dass mir alles egal ist.* Sie waren lieb, lustig, tratschsüchtig, und wenn man mit ihnen arbeitete, musste man sich um einiges sorgen, nur nicht darum, dass sie sich überarbeiteten. Ange-

likas Mutter hatte ihr eingeschärft: Wenn sie schnell und gründlich ihre Leistung erbringe, brauche sich niemand für etwas Besseres halten, könne niemand etwas gegen sie sagen. Und trotz ihrer ausbaufähigen Widerstandskraft dem Nachtleben gegenüber war Angelika schneller und gründlicher als ihre Zimmerkolleginnen. Das Problem war: In dem Dreivierteljahr, das sie nun im Frohner arbeitete, hatte es noch niemand gemerkt. Was die anderen sahen, war, dass sie mit Khaled vom Etagenservice geschmust hatte. Dass sie eine Nacht mit Schorschi aus der Krapferl-Manufaktur verbracht hatte. Dass sie eine Vorliebe für Miniröcke hatte. Dass sie etwas weniger auf sich achtete, wenn die Vornacht im U₄ oder in der Blue Box oder wie gestern beim Branntweiner geendet hatte. Dann wurde im Café Korner, dem Eckcafé zwei Straßen entfernt, über Angelikas Rocklängen gelästert, und Angelika wollte eine Frau sein, der so etwas egal war, aber wie sehr sie sich auch bemühte: Es war ihr nicht egal.

Jenen Freitag versuchte Angelika zu überstehen, indem sie viel Kaffee trank und eine Statistik erarbeitete. Es gab ein neues Menü im Restaurant Donauwelle, und die buchhalterische Detektivarbeit, dessen Wirtschaftlichkeit zu errechnen, hielt sie wach, bis die Laterndluhr an der Nordwand halb zwölf schlug. Die Uhr war ein halbes Jahrhundert älter als das selbst schon hundertfünfzehn Jahre alte Grand Hotel Frohner. Im Sommer ging sie nach und im Winter vor.

Angelikas Vorgesetzter, Klaus Schnattl, öffnete die Tür zu seinem Büro, zwängte sich ächzend aus seinem Arbeitsblazer wie eine überreife Mandarine aus der Schale.

»Mahlzeit, die Damen!«

Angelika sah auf ihre Armbanduhr. Eigentlich war es erst

zehn vor halb zwölf, aber das Leittier hatte die Herde an den Trog gerufen. Wer sich in den Weg stellte, würde zertrampelt. Angelikas Kolleginnen, die lauthals »Mahlzeit!« prustend den Abmarsch vorbereiteten, waren durchaus in der Lage, den Weg in den Personalspeiseraum auf zwanzig Minuten zu dehnen. Sie streckten die Glieder, Kostümsäume ächzten und Nylonstrümpfe spannten sich. In Zeitlupe räumten die vier ihre Schreibtische auf, unterhielten sich über die Pläne für das regnerische Wochenende:

»Sollt's aufreißen, gehen der Horsti und ich zum Heurigen«, sagte Monika Novotny. »Gehen« war ein großes Wort für Ehepaar Novotny, denn Horsti, der bis zu seiner Frühpensionierung Wagenmeister im Grand gewesen war, kutscherte seine Monika morgens zum Hintereingang und holte sie abends ab, wobei er am Gehsteig parkte, um den Fußweg zu minimieren.

»Ich werd zur Abwechslung gar nix machen«, sagte Elvira Angermayer, und Angelika verbiss sich die Nachfrage: *Zur Abwechslung?*

Gerda Lausecek sagte nichts, denn was sie tun würde, war ein offenes Geheimnis: Sie würde auf ihren verheirateten Liebhaber warten, einen Mitarbeiter des Bundesdenkmalamtes, und sich hemmungslos betrinken, wenn er zurück zu seiner Familie fuhr.

Natürlich, Angelika hätte beanstanden können, dass sich die Kolleginnen jetzt schon über den Umweg Mittagspause ins Wochenende verabschiedeten, denn freitags war der Feierabend früher, doch das hätte dazu geführt, dass die vier ihre von der Frohner'schen Haubenküche gerundeten Hinterteile wieder geräuschvoll auf die Drehstühle hätten plumpsen lassen, um beim ersten Magenknurren einen vier-

stimmigen Klagegesang über Schwindel durch Unterzuckerung anzustimmen. Angelika hatte mittlerweile akzeptiert, dass miteinander zu arbeiten für manche bedeutete, einander zu decken, wenn Hoteldirektor Julius Frohner III. einen seiner cholerischen Tobsuchtsanfälle bekam, weil dieses oder jenes noch nicht erledigt sei. Außerdem war sie selbst nicht in Bestform.

»Angelika, gehst nicht mit essen?«, fragte Monika Novotny.

»Ganz lieb, hab noch keinen Hunger«, log sie. Ihr Körper sehnte sich nach Energie, wenn schon nicht Schlaf, dann wenigstens Kohlenhydrate. Aber sie fürchtete, dass sie sich würde übergeben müssen. Und dann würden bloß Gerüchte die Runde machen, von wem sie sich habe anbumsen lassen.

»Heut gibt's gebackene Scholle!«, sagte Klaus Schnattl seiner Mittagstischquadriga zugewandt, die hinausgehend philosophierte, dass gebackener Fisch so viel saftiger sei als der gebratene, den es vergangenen Freitag gegeben hatte.

»Falls wir uns nimmer sehen: Ein schönes Wochenende!«, rief Angelika, als ob der Hauch eines Zweifels daran bestünde.

Angelika trank noch einen Kaffee. Um sich zu bestrafen für die letzte Nacht, nahm sie sich nun all die Arbeit vor, die die Kolleginnen nicht mehr erledigt hatten. Ihr Herz raste von Koffein und Alkoholabbau, aber je tiefer sie in die Zahlenkolonnen und Tabellen eintauchte, umso besser fühlte sie sich. Angelika liebte die Abenteuer der Nacht, aber sie brauchte die Ordnung des Tages, um in den abenteuerlosen Nächten nicht von den Nachtgespenstern und Gedankenkarussellen überwältigt zu werden. Jede Rechnung, die sie zur Überweisung brachte, bedeutete, etwas erledigt zu haben. Jeder abgeheftete Lohnzettel hatte einen Unterschied

im Leben eines Menschen gemacht. Sauber zu buchhalten bedeutete, einen weiteren Tag über das Chaos zu triumphieren.

Über die fensterlose Rückseite der Verwaltungsabteilung erstreckten sich Aktenschränke. Darin fanden sich mit Etiketten beschriftete Ablagefächer, ledergebundene Dokumentenmappen und meterweise Ordner, die wie Nutztierchen darauf warteten, gefüttert zu werden, auf dass sie gefüllt in das Kellerarchiv wanderten, um zehn Jahre lang zu reifen, ehe der Lkw des Entsorgungsunternehmens rückwärts in den Hof gefahren kam und die ausgedienten Unterlagen abholte. Wenn Angelika schwermütig war, trat sie an den wohlgeordneten Aktenschränk, öffnete ihn, sog den Eau de Ordnung in sich auf, und schon war wieder alles gut.

Angelika stempelte, rechnete, erledigte, dann lehnte sie sich zurück, rieb sich die Augen, schloss sie kurz – und erschrank, als sie sie wieder öffnete: Die Laterndluhr zeigte plötzlich halb sechs. Wenn sie nicht kaputtgegangen war, hatte Angelika eben drei Stunden am Arbeitsplatz geschlafen. Panisch sprang sie hoch: Was, wenn jemand sie gesehen hatte? Julius Frohner III. war wie ein Schlossgespenst immer überall und nirgendwo. Er bewegte sich geräuschlos, außer er entdeckte einen Fehler, dann brüllte er wie der Gottseibeiuns. Angelika strich ihre Bluse glatt und beruhigte sich: Sie hätte keinen Job mehr, hätte der Direktor sie am Tisch schlafend erwischt. Ihre Konzentration war dennoch dahin, also entschied sie, Schluss zu machen. Sie unternahm einen Kontrollgang durch die Abteilung, knipste Lampen aus und sammelte halb leere Mineralwasserflaschen ein. Der Direktor konnte in Rage geraten, wenn Angestellte eine Mineralwasserflasche öffneten, ehe die vorherige ausgetrunken war.

In diesem Punkt verstand ihn Angelika nur allzu gut: Nichts auf dieser Welt war umsonst.

Als Angelika endlich die polierte Holztür mit dem gravierten Messingschild *Verwaltung* hinter sich zuzog, war es kurz vor sechs. Mit einem Stapel offener Rechnungen, die sie zur Freigabe bei Frau Packhuber abgeben wollte, der Sekretärin von Direktor Julius Frohner III., schritt sie die mit emeraldfarbenem Teppich bespannte Treppe des Wirtschaftstrakts hinunter. Hier, auf der rückwärtigen Seite des Grand Hotels, befanden sich neben den Büroräumen auch Lagerflächen, Wäscherei, Patisserie und Küche. Hier standen keine Rokoko-Sessel in den Ecken, hingen keine großformatigen Ölgemälde an den Wänden, sondern die »Nackerten« – Aktgemälde, die in den wilden Zwanzigern angeschafft worden waren, aber als nicht mehr öffentlich herzeigbar galten: Die Körper waren verzerrt, die Gesichter entstellt, die Farben monoton. Viele Mitarbeiter plädierten dafür, »diesen Schund« auf dem Dachboden zu verstauen. Angelika mochte sie. Die wagten, so zu sein, wie sie waren. Und wer war nackt schon schön?

Frau Packhubers Büro war gleichzeitig auch das Vorzimmer zu den Räumlichkeiten des Direktors. Sie war neben Angelika die einzige Verwaltungsmitarbeiterin, die man außerhalb der regulären Arbeitszeiten hinter ihrem Schreibtisch antreffen konnte, wenn auch aus einem anderen Grund. Angelika liebte ihre Freizeit. Nur schaffte sie es kaum, mit dem Wissen ins Wochenende zu gehen, dass sie wichtige Arbeit unverrichtet zurückließ. Sie war keine gute Schläferin, und der Gedanke an Liegegebliebenes hatte sie schon oft gegen vier Uhr morgens überlegen lassen, ob sie nicht im Hotel vorbeischaauen sollte. Frau Packhuber hingegen ging

nach Hause, wenn der Direktor nach Hause ging. Da Julius Frohner III. zu jeder Nacht- und Tageszeit durch die Hallen spukte, gab es Gerüchte, dass Frohners kein Zuhause hatten. Die Direktorentochter war in Zürich verheiratet, der Direktorensohn lebte seit seiner Internatszeit im Ausland, Direktorengattin Elfriede Frohner war aufgrund ihrer angeschlagenen Gesundheit Stammgast in diversen Luftkurorten. Mit Ausnahme von sechs Wochen im Sommer und zu Ostern, wenn Frohners in ihrem Landhaus am Traunsee die unzertrennliche Familie mimten. Dann spukte Julius Frohner III. nur von Dienstag bis Donnerstag durch das Grand Hotel. Dreimal klopfte Angelika an Frau Packlhubers Tür; war nicht abgeschlossen, durfte man eintreten. Doch auf dem filigranen Biedermeierschreibtisch ruhte die Schreibmaschine unter einer Schutzhaube. Keine Teetasse war zu entdecken, was in Anbetracht von Frau Packlhubers Sucht nach stark gezuckertem Hagebuttentee verdächtig war. Angelika fragte sich, ob ein Wunder geschehen war und der Direktor vor ihr Feierabend gemacht hatte.

Angelika ließ die Dokumentenmappe schwungvoll auf die Schreibunterlage fallen. Es klatschte, wie wenn ein Badeanzugträger auf nasse Haut schnalzte. Doch im Hintergrund regte sich etwas: ein dumpfes Geräusch, als würde jemand in ein Kissen brüllen. An seinen hellhörigen Mauern merkte man, dass das Grand Hotel Frohner ursprünglich in seinen Grundfesten nicht als Hotel geplant worden war. Es war am Faschingsdonnerstag 1873 eröffnet worden, mit einem glorreichen Ball, der aufgrund des Besucheransturms später in die Oper verlegt wurde und seither Opernball hieß. Erbaut hatte man es allerdings Mitte des 19. Jahrhunderts als Stadtpalais für einen Herzog. Dessen Frau hatte in den Gängen

den Geist der toten Schwiegermutter gesehen, sodass es der Herzog nach wenigen unglücklichen Jahren an Julius Frohner I. verkauft hatte, der es für die Weltausstellung 1873 in das heutige Grand Hotel umgewandelt hatte. Im Stockwerk unterhalb befanden sich die Hinterzimmer der Rezeption, im Stockwerk oberhalb waren Lagerräume. Angelika vermutete, dass das Geräusch von dort kam. Wahrscheinlich genossen der Sous-Chef Peter und die Rezeptionistin Sonja mal wieder die Hochs ihrer Liebes-Hass-Beziehung und vögelten auf den Toilettenpapierstapeln. Angelika grinste, bis sie ein Wort vernahm:

»HIER!«

»Hallo?« Angelika legte das Ohr an die mit Intarsien verzierte Kirschholztür.

»HIER!«

Das Geräusch kam eindeutig aus Frohners Büro.

Nur die Packlhuberin durfte unaufgefordert eintreten, aber es schien jemand in Not zu sein, vielleicht hatte sich ein Haustechniker verletzt, also ging Angelika hinein. Direktor Frohners Arbeitszimmer war verwaist. Das Licht der Schreibtischlampe brannte, und an der Garderobe hingen Trenchcoat, Hut und des Direktors Schirm. Niemand sonst in Wien besaß solch riesige Schirme, unter denen man eine Kleinfamilie vor Regen schützen konnte. Angelika wagte sich noch einen Raum weiter, ins Besprechungszimmer: ein Salon mit Deckengemälde und einem ovalen Tisch. In dessen Mitte wurden Früchte in einer Glasschale von kleinen Fliegen umschwirrt.

»HIER!«

Wer wie Angelika in einem hellhörigen Gemeindebau aus der Zwischenkriegszeit Tür an Tür mit vielen Menschen

aufgewachsen war, war es gewohnt, aus Prinzip wegzuhören. Ihre Mutter predigte, dass es einen nichts anging, was hinter Nachbars Türen vorging.

Den Angestellten war der Zutritt in die hinterste Büroräumlichkeit des Direktors, das sogenannte Herrenzimmer, streng verboten. Im Café Korner munkelte man, Julius Frohner III. bewahre dort das Bernsteinzimmer auf. Doch es war nicht zu leugnen: Im Herrenzimmer rief jemand um Hilfe. Angelika dachte daran, wie ihre Mutter und sie einmal dabei gewesen waren, als eine korpulente, verwahrloste Frau vor dem Ölregal im Konsum einen Anfall erlitten hatte. Sie ging zu Boden und riss beim Versuch, sich festzuhalten, etliche Flaschen Sonnenblumenöl mit. Sie krampfte, spuckte Schaum, verlor die Kontrolle über ihre Schließmuskeln. »Schnell weiter«, sagte Erna Moser, doch Angelika lief zu der Frau, kniete sich in die Suppe aus Öl und Körperflüssigkeiten, um ihr das Haarband in den Mund zu schieben. Sie blieb bei der Frau, bis die Rettung kam. Erna Moser war nach Hause gegangen und hatte Angelika erst in die Wohnung gelassen, nachdem sie sich vor der Tür vollständig entkleidet hatte. »Glaubst, ich will die Brunzn von der bladen Oiden in meiner Wohnung haben?«

Angelika besann sich auf ihren Anspruch, nicht so zu sein wie ihre Mutter, und öffnete die Tür. Frohners mythenumranktes Herrenzimmer war nichts als ein weiteres holzvertäfeltes Büro. Ein kleinerer Schreibtisch, ein dunkles Bücherregal, die gleichen emeraldfarbenen Samttapeten wie im Rest des Hotels, beleuchtet von schummrigen Wandappliken. Der einzige Unterschied zum öffentlichen Büro des Chefs waren eine unbequem aussehende schwarze Chesterfield-Garnitur sowie Scherben auf dem Fußboden und beißender Alkoholgestank

in der Luft. Aus einer filigran wirkenden, runden Eisenhalterung auf vier Füßen schien ein Globus gestürzt und einen Anschlag auf den Direktor verübt zu haben, der verletzt darunter lag. Er war jedoch wohlauf genug, um Angelika anzufauchen:

»Warum in aller Herrgottsamen hat das so lange gedauert?«

»Jössas, Herr Direktor! Warten Sie, ich tu Hilfe holen!«

»Nein, das tun Sie nicht tun!«, schrie er. »Öffnen Sie das Messingschnapperl am Globus und nehmen Sie die Flaschen raus. Man kann sich nicht rühren, wenn man von einer Scotch-Sammlung beschwert wird.«

Angelika war völlig baff und traute sich nicht zu widersprechen. Vorsichtig öffnete sie den Globus, der eigentlich eine Hausbar war, nahm Flasche für Flasche heraus, bis sie ihn auf seine Halterung hieven konnte. Direktor Frohner blieb liegen.

»Jetzt helfen S' mir schon«, grantelte er. Angelika hätte gern zurückgegrantelt, aber er war der Direktor, also zerrte sie ihn auf den Ledersessel. Vom Haaransatz bis zu den Bullterrierwangen verlief eine Schramme über seine rechte Gesichtshälfte. Das Blut hatte den Schnauzer rot gefärbt und sein Hemd besudelt. Die Hose war aufgerissen, und in einem langen, über den Oberschenkel verlaufenden Schnitt steckten Scherben.

»Herr Direktor, Sie bluten!«

»Ja wirklich?«, bellte er.

Angelika wollte ihm seine Wunden aufzählen – doch dann verstand sie, dass er es ironisch gemeint hatte.

»Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, ich war als Kind jeden Sommer im Naturfreunde-Lager, da hab ich viel über Wundversorgung gelernt. Die da muss gereinigt werden.«

Frohner begutachtete seine Verletzungen.

»In Frau Packlhubers Büro ist ein Erste-Hilfe-Kasten.«

Ratlos sah Angelika ihn an.

»Gnädiges Fräulein, bitte holen Sie den.«

»Sie müssen ins Krankenhaus oder zumindest zu einem Arzt.«

Direktor Frohner seufzte, zückte ein Stofftaschentuch und tupfte sich ab.

»Fräulein, Sie sind doch eine wiffe Person. Was sollen die Gäste denken, wenn der Hoteldirektor wie ein derangierter Clochard herumhumpelt? Was die Angestellten?«

Der Direktor war ein Mann des Tadels. Doch Angelika realisierte, dass er sie gerade tatsächlich gelobt hatte. Schulerterzuckend ging sie den weißen Blechkoffer holen, der an der Wand von Frau Packlhubers Büro montiert war. Bedauerlicherweise enthielt er alles Benötigte: Pinzette, Desinfektionsmittel, Druckverbände.

»Herr Direktor, Sie müssen bitte Ihre Hose ausziehen.«

Er seufzte.

»Ein Arzt hätte ein Arztgeheimnis.«

»Und Sie glauben, den neugierigen Nasen im Haus würde das verborgen bleiben? Sofort beginnt das große Schnüffeln und am Ende heißt es, ich veranstalte Orgien in meinen Räumen. Nicht einmal ungestört stolpern kann man hier!«

In einem Grand Hotel war Aufmerksamkeit Teil des Geschäftsmodells. Die Mitarbeiter des Frohner zeichnete aus, dass ihnen nichts entging, sie jeden ungeäußerten Wunsch der Gäste bemerkten und erfüllten. Angelika verstand den Direktor: Es war unangenehm, wenn sich alle über einen das Maul zerrissen. Er öffnete seinen Gürtel. Angelikas Mut reichte für die Frage:

»Trinken wir was?«

Julius Frohner III. versuchte zu verbergen, unter welchen Schmerzen er sich aus der Hose schälte: »Bedienen Sie sich. Ich trinke nicht.«

»Im Koffer gibt's nur leichte Schmerzmittel.«

»Ich halte viel aus.«

Angelika fischte ein heiles Glas und eine Scotch-Flasche aus dem Scherbenhaufen. Der Direktor nahm auf dem Ledersofa Platz und presste die Knie zusammen. Was sie niemals hatte wissen wollen: Er trug eng geschnittene weiße Feinripp-Slips, aus denen muskulöse Beine ragten – Schlossgespenster schafften mindestens 15 000 Schritte am Tag. Auf seinen Oberschenkeln kringelten sich einzelne graue Härchen, die Unterschenkel waren kahl, epiliert von jahrzehntelanger Reibung am Anzughosenstoff.

»Herr Direktor, am einfachsten wär's, Sie würden sich hinlegen.«

Es überraschte sie, dass er ohne Widerspruch spurte. Angelika zog eine Leselampe heran, desinfizierte die Wunde und zog mit einer Pinzette die Scherben aus dem direktoralen Wadenschinken. Packhubers Erste-Hilfe-Kasten war sogar mit einer Lupe ausgestattet.

»Ich bin die dritte Generation, die dieses Haus als Grand Hotel führt«, sagte der Direktor. Angelika konzentrierte sich. »Wissen Sie, was das einstige Royal am Ring, die Schokoladenmanufaktur Merler & Sperb, das Restaurant Zur Witwe Fink und die Bügeleisenfabrik Notmann gemeinsam haben?«

Angelika bemühte sich um eine ruhige Hand.

»Sie waren Wiener Vorzeigebetriebe. Und alle ereilte das gleiche Schicksal: Gegründet von einem Patriarchen mit Vision. Zu einem der führenden Unternehmen der Stadt auf-

gebaut von dessen fleißigem Sohn. Heruntergewirtschaftet von der dritten Generation.«

Angelika säuberte die Wunde, Frohner knirschte mit den Zähnen.

»Geht's?«, fragte sie.

»Es muss, egal, wie schwer es auf den Schultern lastet.«

»Wollen Sie ein Schluckerl gegen die Schmerzen?«

»Alkohol beeinträchtigt das Urteilsvermögen. Noch nie habe ich einen Tropfen angerührt.«

»Wenn Sie meinen«, sagte Angelika, lehnte sich zurück und nahm einen großen Schluck Scotch. Frohner beobachtete, wie sie den Verband anlegte. Danach humpelte er zur Wand, betätigte eine Kurbel, woraufhin das Bücherregal aufschwang und ein begehrter Kleiderschrank zum Vorschein kam, der so groß war wie das Kabinett, in dem Angelika aufgewachsen war.

»Jetzt schauen S' nicht wie eine Straßenlaterne. Unsere Klientel will nicht in einem Hotel nächtigen, dessen Direktor einen Senffleck am Revers hat. Man wirtschaftet ein Haus zugrunde, wenn man sich gehen lässt. Herrschaftszeiten, halb acht«, sagte er und schob hinterher: »Es ist Freitag. Wieso sind Sie noch hier?«

»Die Umsatz-Statistik vom Restaurant Donauwelle, Herr Direktor«, druckte sie herum und hoffte, dass der Scotch-Geruch ihre Ausdünstungen ausreichend verdeckte. »Ich hatte die Vermutung, dass das neue Menü ein Minus macht. Und tatsächlich: rentiert sich nicht.«

Angelika kippte eilig einen weiteren Schluck Scotch, um sich für den Anschiss zu wappnen, weil sie ungefragt eine solche Rechnerei unternommen hatte.

Direktor Frohner grunzte.

»Ich mag es, wenn Personal mitdenkt«, sagte er plötzlich gut gelaunt. »Der Packlhuberin ist heute Mittag die Füllung aus einem Zahn gefallen. Beim Tee-Trinken hat sie so laut gestöhnt, dass ich mich nicht konzentrieren konnte, also hab ich sie zum Zahnarzt geschickt. Sie ist ja eine brave Person, aber diese Sucht nach Hagebuttentee mit vier Würfeln Zucker pro Tasse macht sie verdächtig«, sagte er, und dann geschah das Unglaubliche: Er schmunzelte. Der Direktor schraubte einen schwarz glänzenden Schellack-Füllfederhalter auf, unterzeichnete einen Scheck und trocknete die Tinte mit Löschpapier.

»Für Ihre Diskretion. Und jetzt entschuldigen Sie mich, gestern war Opernball und in meiner Position muss man einmal im Jahr das verhasste Tanzbein schwingen. Ich bin doppelt lädiert heute.«

Angelika wollte selbst vor Freude tanzen: Das war ein halbes Monatsgehalt. Frohner fixierte ihr Scotch-Glas, also stellte sie es ab und bedankte sich artig, um im Freudentaumel nicht betrunken zu wirken. Doch in der Tür hielt sie inne.

»Herr Direktor, wieso haben Sie eine Scotch-Sammlung, wenn Sie nix trinken?«, fragte sie.

»Fräulein, ich nehme an, Sie wissen besser als ich, wie viel Umsatz wir dem Alkohol verdanken?«

Angelika überschlug im Kopf: zwei Bars, ein Weinkeller von Weltruhm, zwei Restaurants, der Zimmerservice, ein Café und die Minibars – im Grand Hotel Frohner wurde monatlich das Bruttoinlandsprodukt eines kleinen Entwicklungslandes versoffen.

»Was soll man machen, wenn man als Direktor des Hauses zu einer Runde Trinkender stößt? Prominenz aus Wirtschaft, Politik oder Kultur, die mit saurem Atem und verrutschter

Kleidung aneinanderhängen, aber bereits eine Rechnung aufgeworfen haben, die die Gehälter zweier Stubenmäderl zahlt? Man würde sie brüskieren, würde man mit Verweis auf die eigene Abstinenz das Mittrinken verweigern. Nötigt man mich zum Anstoßen, bestelle ich hochwertigen Scotch. Ob man trinkt oder nur so tut, fällt den Betrunkenen nie auf. Es hat sich herumgesprochen, ich sei ein Scotch-Liebhaber, also trudeln regelmäßig Flaschen bei mir ein. Zumindest hat mein Missgeschick etwas Platz geschaffen. Nächstes Jahr werde ich sechzig, da muss mit erhöhtem Flaschenaufkommen gerechnet werden.«

»Na, gut, dass ich das weiß. Dann kriegen Sie von mir keinen Scotch«, sagte Angelika, woraufhin sich des Direktors Miene sofort wieder verfinsterte.

»Sie dürfen das niemandem sagen!«, bellte er.

»Jössas, das war nur ein Scherz«, sagte Angelika und bemühte sich, so schnell wie möglich aus dem Zimmer hinauszukommen.

Zurück in die Dunkelheit

Heute Morgen hätte Angelika alles dafür gegeben, im Bett bleiben zu können, aber als sie nach der Dusche im Personalumkleideraum auf die Straße trat, wollte sie keinesfalls nach Hause. Vielleicht waren Schreibtischschlächfen besonders erquicklich, vielleicht hatten aber auch Schätze im Scheckformat eine aufputschende Wirkung. Angelika war so übermütig, dass sie Khaled, der sich für den Spätdienst zu recht machte, ein Küsschen aufdrückte.

»Ich hab gedacht, du hast einen Freund?«, fragte er verdutzt.

»Morgen wieder. Heute will ich feiern!«, antwortete Angelika und hopste elektrisiert die Gasse hinunter ins Café Korner. Sie war zu spät dran: Nur die Feierabendkiss aus Haustechnik und Service waren noch anwesend, sowie Hugo, der zum fünften Mal verheiratete Barpianist.

»Der knackigste Oarsch im ganzen Frohner«, raunte er Angelika zu, und sie fragte sich, ob Heiraten eine Art Hobby sein konnte. Ein paarmal fütterte sie den Wurlitzer, ließ sich auf einige Rote Spritzer einladen, ehe Hugos Wackeleien auf dem Barstuhl zu nah in ihre Richtung ausschlugen. Angelika sollte nach Hause gehen: Sie hatte kaum geschlafen und den ganzen Tag nicht gegessen, außerdem wartete Berti in ihrer Wohnung auf sie. Er hatte angekündigt vorbeizukommen, nachdem er seiner Mutter eine aus der Verankerung gerissene Kleiderstange repariert hatte. Von dort aus sei es ja nur eine kurze Fahrt mit der Neuner-Tram zu ihr. Berti blieb sicher bis Sonntag, dann hätte sie das ganze Wochenende keine Gelegenheit mehr fortzugehen. Berti musste zurzeit für die letzte Pharmazie-Prüfung lernen, und der Höhepunkt der Aufregung wäre Sex in der Missionarsstellung, bei dem Berti die Socken anließ, weil er ihre Bettdecke zu kurz und die Wohnung zu schlecht geheizt fand. Berti war süß. Er saß beim Lernen vor dem Radio und nahm alle Lieder auf Kassette für sie auf, die sie mochte, aber Berti wollte nie tanzen, er wurde um zehn müde, trank nie mehr als ein kleines Bier und auch das nur für die Elektrolyte. Angelika schaute auf die Uhr: Vor zehn Uhr käme sie ohnehin nicht nach Hause, und dann würde Berti schon schlafen. Es wäre unfreundlich, ihn kurz nach dem Einschlafen wieder aufzuwecken, also lie-

ber schlafen lassen und in der Nacht heimkommen, wenn er im Tiefschlaf war, dachte Angelika und ging, bevor sie weiterzog, zur Toilette, um die Haare zu toupieren und frisches Make-up aufzutragen.

Auch in dieser Nacht war im U₄ nicht viel los, obwohl eine Band spielte. Ingi, die auf der sehr ausgedünnten Tanzfläche tanzte, war nicht schwer zu finden.

»Du bist da!« Ingi umarmte Angelika lang. »Magst was ziehen?«

Angelika lehnte ab. Im U₄ musste man immer mit verdeckten Ermittlern rechnen, und Angelikas Laune war schon prächtig genug, obwohl die allgemeine Stimmung mau und die Band seltsam war. Zudem stank es, als ob ein Komposthaufen im Backstage-Bereich vermoderte. Aber gute Laune war auch eine Haltung.

Die Band, die heute spielte, war die jüngste Neugründung eines gewissen Freddy, der das U₄ noch länger und häufiger frequentierte als Angelika und Ingi und dementsprechend »der letzte Mohikaner des New Wave« genannt wurde. Freddy hatte Anfang der Achtziger mit seiner Band Gaxi Royal einiges Aufsehen erzeugt, aber für eine Platte hatte es nicht gereicht. Noch schien er aber nicht aufgegeben zu haben, und so gründete er alle paar Monate eine neue Band, die selten über zwei Auftritte hinauskam.

Von der Bühne drang ein Durcheinander der Instrumente. Angelika hatte etliches erlebt im U₄. Musikerinnen, die Freiwilligen auf die Brust urinierten. Hawaii-Partys mitten im Winter mit Planschbecken auf der Bühne. Oder als eine konservative Bezirkspolitikerin gemeint hatte, das U₄ verderbe die Jugend, woraufhin man der Diskothek die Tanzlizenz entzog – ohne zu ahnen, dass das der Startschuss für

die verrücktesten Live-Konzerte sein würde, die die Jugend erst recht verdarben, während über der Tanzfläche ein Schild prangte: *Beim Musikhören bitte nicht tanzen*. Das Bemühen dieser Band, an jene Zeiten anzuknüpfen, schien Angelika zu gewollt. Die Musiker warfen säckeweise Blätter und alte Friedhofskränze ins Publikum. Angelika und Ingi fingen einen der Kränze, schlüpfen hinein und benutzten ihn als Hula-Reifen. *Unserem treuen Kameraden Horst, in ewiger Erinnerung vom Kameradschaftsbund* stand auf der Schleife. Die Band hüpfte über die Bühne wie eine wild gewordene Affenbande. Nicht einmal Keyboarder und Schlagzeuger schienen dem Sitzen etwas abgewinnen zu können, der Keyboarder ging dazu über, mit seinen Füßen zu spielen, der Schlagzeuger nahm Flaschen zur Hand, es klang schauderlich, es roch wie in einer Torffabrik, aber es war ein Spektakel, und wie aus Protest gegen das Ende der Achtziger rotteten sich die wenigen Feierwütigen, die hier waren, auf der Tanzfläche zusammen. Manche hielten Feuerzeuge in die Luft. Die Bardamen füllten Kübel mit Wasser. Angelika beschloss, dass es ihr egal war, ob es bald brennen würde, sie wollte tanzen, und so tanzte sie. Dann sprang der Schlagzeuger auf die Gitarre, die der Gitarrist abgelegt hatte, um sich ein Krügerl Bier in den Rachen zu schütten. Der Gitarrist holte aus, zerdepperte sein Glas auf dem Schädel des Schlagzeugers, woraufhin dieser zu Boden ging und von der Rettung abtransportiert werden musste. Damit war das Konzert vorbei. Ein DJ übernahm. Angelika und Ingi suchten sich ein Plätzchen im Clubraum.

»Oarsch«, murmelte Ingi. Angelika legte die schmerzenden Füße hoch, Ingi überlegte, wo es noch eine bessere Party geben könnte, bis jemand von hinten über die Rückenlehne sprang und sich unsanft zwischen die Freundinnen quetschte.

Ingi wollte demjenigen eine Watsche verpassen, zielte aber daneben und traf Angelikas Ohr mit einer solchen Wucht, dass sie für eine halbe Minute das Gefühl hatte, auf einem schwankenden Schiff zu sitzen.

»Hat's dich?«, schrie Angelika Ingi an.

»Schleich dich, du Grindsau«, schrie Ingi den Typen an.

»Entschuldigung, die Damen, aber ich bin zu der Einsicht gelangt: Ich liebe dich«, sagte der Typ zu Angelika. Als sie wieder gerade sehen konnte, identifizierte sie ihn als Freddy. Ingi zerrte an seiner Jacke.

»Schweinszeck, du hast meine Freundin verletzt!«

»Das warst du!«, sagte Angelika zu Ingi.

»Nein, Angie-Schatzi, er hat sich weggeduckt.«

Freddy zückte einen Hunderter und steckte ihn Ingi zu.

»Hol uns doch bitte allen was zu trinken, darfst auch aus-suchen, was.« Ingi funkelte ihn böse an, aber dann kontrollierte sie das Wasserzeichen und ging davon.

»Die wird Gras kaufen und nicht wiederkommen«, sagte Angelika und rieb sich das Ohr.

»Ich bin hier eh fertig. Wollen wir zu dir gehen?« Er legte ihr einen Arm um die Schulter und streichelte ihren Oberschenkel.

»Spinnst du?«, sagte Angelika und stieß ihn weg.

»Mausi, ich hab gesehen, wie du für mich getanzt hast«, sagte Freddy, beugte sich vor und steckte ihr die Zunge ins schmerzende Ohr – eine ungewöhnlich lange und nasse Zunge, wie eine Wasserschlange oder ein Kaulquappenschwanz. Ingi hätte ihm wahrscheinlich ein Bündel Haare ausgerissen, hätte er das bei ihr gewagt. Angelika selbst reagierte meist höflich ablehnend auf unerwünschte Avancen, doch der Speichel in ihrem Ohr war zu viel. Warum glaubten

Männer, Frauen existierten nur für sie? Warum glaubte der Direktor, es wäre in Ordnung, sich in Unterhosen von ihr verarzten zu lassen? Warum meinte der versoffene, halb kahle und viermal geschiedene Hugo, Chancen bei ihr zu haben? Warum ging Berti davon aus, dass sie ihn ein Wochenende lang bei sich haben wollte, wenn er dort nur in seine Pharmazie-Bücher schaute? Und warum glaubte dieser Depp, der für seine Bühnenperformance einen Friedhof entweiht hatte, sie habe für ihn getanzt?

»Du bist eine widerliche Grindsau«, sagte sie und hastete zurück auf die Tanzfläche. Ihr taten die Füße weh, sie war müde, sie wollte ins Bett. Aber solange dieser Filou glaubte, sie habe auch nur eine Sekunde für ihn getanzt, war es nicht genug. Eisern tanzte sie, bis das Licht wieder anging. Angelika sah, was sie die ganze Zeit gespürt hatte: Freddy saß breitbeinig abseits und starrte sie durchdringend an, ein debiles Grinsen auf den Lippen, sodass sie sich voll bekleidet nackt fühlte. Sie fand Ingi, die gerade eine Diskussion über die Vorzüge des spätnächtlichen Debreziners gegenüber dem Käsekrainer führte, und zog sie mit. Freddy stellte sich ihnen in den Weg.

»In ein paar Stunden wird dir bewusst werden: Wir gehören zusammen«, sagte er. Erst als Ingi ihm androhte, ihre Bierflasche in seinem Rektum zu versenken, zog er mit erhobenen Händen von dannen. Oben wurden sie von einer heftigen Luftwatsche empfangen: Die frische Morgenluft schlug ihnen auf die Wangen, sofort fühlte sich Angelika zwei Promille nüchterner. Rosa Schlieren hingen am Himmel. Angelika betrachtete den Glanz, der die rußigen Gründerzeitbauten an der Wienzeile umgab. Der Morgenverkehr hatte bereits eingesetzt, die ersten Samstagsbummler waren auf dem Weg stadteinwärts.

»Kann ich wieder bei dir auf dem Kanapee heia machen?«, fragte Ingi.

»Der Berti ist da und wird grantig sein, dass ich erst jetzt komm. Sorry Ingimausi, ich fürchte, du musst zu deinen Eltern nach Strebersdorf.«

»Ich muss gar nix.«

Sie gab Angelika einen Kuss auf die Wange und drehte um. Ein paar Galgenvögel, die noch nicht nach Hause gehen wollten, saßen unweit des Diskothekeneingangs auf leeren Getränkeboxen. In ihrem Rücken hörte Angelika Ingi die versammelte Runde fragen: »Sodale, ihr Hübschis, wer mag pudern?«

Wer keinesfalls pudern wollte, fand Angelika heraus, als sie zu Hause ankam: Berti. Er war geduscht, angezogen und wartete darauf, dass der Mokkaheber auf der großen Gasflamme zu spucken anfing.

»Hallo Bertibär«, sagte Angelika so lieblich, wie es die Müdigkeit zuließ. Berti drehte sich nicht um, also umarmte sie ihn von hinten. Er murmelte ein säuerliches »Hallo«, machte aber trotz ihrer Liebkosungen keine Anstände, sich umzudrehen. Angelika griff zum Herd und stellte das Gas ab. Glaubte dieser Freddy, sie sei so leicht zu haben? Sie hatte Besseres verdient. »Berti, du riechst so gut.«

»Ich geh nach Hause, lernen. Ich möcht nur noch einen Kaffee trinken, weil ich so müde bin vom Kummer, dass du nicht heimgekommen bist«, sagte er emotionslos. Angelika wusste, sie sollte sich nun wortreich entschuldigen, etwas Romantisches flüstern, aber sie war zu müde, um die gute Freundin zu sein, die er verdient hatte.

»Der Mokka geht schneller, wenn du ihn auf die kleine Gasflamme stellst«, murmelte Angelika und schminkte sich

mit Mandelöl und warmem Wasser ab. Im Bett umschloss die vor zwei Tagen gewaschene Baumwolle ihren Hinterkopf, als hätte sie sehnsüchtig auf sie gewartet. Im Liegen brannten die Füße noch mehr. Ihre Strumpfhose war dort, wo ihr um Mitternacht eine Blase gewachsen war, blutgetränkt. Das Kreuz tat ihr weh, alles drehte sich. Schlafen würde sie kaum, solange Berti draußen herumwuselte. Endlich streckte er den Kopf am Bücherregal vorbei. »Willst du mir noch etwas sagen?«

Auf seinem Hemd war ein Kaffeeleck. Wenn sie ihn darauf aufmerksam machte, würde er die Stelle mit Salz einreiben, auswaschen, föhnen. Angelika tat die Stirn weh, Föhngeräusche würde sie kaum ertragen.

»Meld dich, wenn du nimmer beleidigt bist.« Angelika zog sich die Bettdecke über den Kopf.

Berti seufzte traurig.

»Ich hab akzeptiert, dass du mit fast dreißig noch in Diskos herumhüpfen musst wie eine Achtzehnjährige. Aber am Sonntag ist der Todestag von meinem Papa. Dass dir das wurscht ist, macht dich zu keinem schönen Menschen.«

Angelika wartete auf ein Türknallen, doch Berti zog die Tür vorsichtig zu. Angelika konnte nicht schlafen. Wie hatte sie das vergessen können? So etwas vergaß man doch nicht, wenn man jemanden gernhatte. Und sie hatte Berti gern: Berti achtete darauf, dass sie genug Lebensmittel zu Hause hatte, Berti hörte zu, wenn sie ihren Frust darüber loswerden musste, bei der Arbeit nicht genug Anerkennung zu bekommen. Berti war gut zu ihr, und wie er sie zum Kommen bringen konnte, ohne dass sie selbst Hand anlegen musste, würde er schon noch herausfinden.

Angelikas Garçonnière war eine etwas größere Schuh-

schachtel: In den vom Laubengang des Hinterhofes abzweigenden Vorraum war eine Kochnische mit Dusche eingebaut als Vorhut des Wohnschlafzimmers, dessen Flügelfenster ebenfalls auf den Pawlatschengang zeigten. Draußen besprachen die Nachbarn vor dem Gemeinschaftsklo einen Überfall auf den Trafikanten. Angelika war zu müde, um aufzustehen. Der Alkoholpegel ging zurück, ihr wurde übel, sie wollte ein Glas Wasser, aber der Hahn war entsetzlich weit entfernt. Angelika wälzte sich und schämte sich: Wieso schaffte sie es nicht, gut zu einem Mann sein, der sie ausnahmslos wunderbar behandelte? Bei der Arbeit hielten sie alle für eine Partymaus. Ihr Vorgesetzter Klaus Schnattl verbrachte die Vormittage damit, seine Yuccapalme abzustauben, und dennoch war er Abteilungsleiter und sie bekam die Praktikantenarbeit, für die sich die anderen zu gut waren. Sie schaffte es nicht zu zeigen, was sie draufhatte. Sie schaffte es nicht einmal einzuschlafen. Sie schaffte nur einen Gedanken: Und was jetzt?

Das Komplott der Gefüllten

Am Sonntagmorgen war Angelika zwar immer noch erschöpft, aber froh, nach einem Samstag, den sie im Bett verbracht hatte, eine schlaflose Nacht voller böser Gedanken überstanden zu haben. Das Telefon blieb still. Kein Wort von Ingi und auch nicht von Berti. Angelika hatte nur einen Viertelanschluss, den sie sich mit drei Nachbarn teilte. Sobald jemand telefonierte, war sie nicht erreichbar. Sie trat auf den Pawlatschengang und vor Frau Müllers Wohnung, um

zu erlauschen, ob diese das Pensionssalär in Telefonate mit ihrer Salzburger Schwester investierte. Doch Frau Müller schien gar nicht zu Hause zu sein.

Zurück in ihrer Wohnung fühlte sie sich zittrig. Im Kühlschrank standen Leckereien, die Berti mitgebracht hatte. Brot vom Bäcker, gereifter Käse, Schinken, Konfekt, Kipferl und jene sündhafte teure Orangenmarmelade vom Naschmarkt, die Angelika sich selbst nie gönnte. Sie aß ein halbes Marmeladenkipferl und beschloss, die restlichen Köstlichkeiten ihrer Mutter zu bringen. Erna Moser wurde mit zunehmendem Alter nicht milde und leichtgläubig wie Ingis Eltern, sondern reizbar und geizig-gierig, wofür man in Wien das Wort »sierig« kannte. In jedem achtlos weggeworfenen Wurstsemmelpapier sah sie eine persönliche Kränkung, und sie hortete alles, was ihrer Meinung nach noch essbar war. Angelika hatte von Frau Mauermeissl – offiziell besorgte Nachbarin, in Wahrheit ehrenamtlicher Gemeindebau-Spitzel – erfahren, dass Erna Moser Lebensmittel aus den Mülltonnen fischte. Mindesthaltbarkeitsdaten hielt sie für einen Verkaufsschmäh. Seit sie letzten November schimmelndes Brot aufgetischt hatte, brachte Angelika Essen mit, wenn sie ihre Mutter besuchte. Doch als sie heute in der Parterrewohnung ankam, nahm diese die mitgebrachten Speisen nicht einmal wahr, denn sie war außer sich.

»Ist das zum Glauben, Geli?«, schrie sie. »Diese g'schissenen Gfüüden haben nix Besseres zu tun, als anständigen Leuten das Leben schwer zu machen.«

Angelika zog die Schuhe aus und hängte ihren Mantel an die Garderobe. Während Erna Moser Kraftausdrücke um sich schmetterte, legte Angelika einen Filter in die Maschine, löffelte Kaffee hinein und schaltete sie ein. Die *Gefüllten* wa-

ren in Erna Mosers Sprache Mitarbeiter der Wiener Stadtverwaltung. So unbeherrscht Erna Moser im Gebrauch von Kraftausdrücken war, so beherrscht war sie beim Essen. Auch mit Ende fünfzig war sie schlank und meinte, übergewichtige Menschen hätten zu wenig Disziplin. Seit sie im Magistrat wegen ihrer Meinung nach wichtigen Reparaturen vorgespochen und sich zwischen adipösen Beamten wiedergefunden hatte, die ihre Anliegen belächelten, nannte sie alle Verwaltungsangestellten »Gfüüde«, auch die dünnen. Erna Moser wurde immer überschäumender in ihrer Sorge um den Veza-Canetti-Hof. Zuletzt hatte sie eine Waffenbesitzkarte beantragt, um der zu großen Zahl an Tauben Herrin zu werden, deren Kot die Simse beschädigte. Angelika stellte sich vor, dass die Magistratsbeamten schon innerlich »Nein!« schrien, sobald Erna Moser zur Tür hineinkam.

Ihre Mutter reichte Angelika einen abgegriffenen Brief, der dem Zustand des Papiers zufolge schon durch viele Hände gewandert war.

»Mutti, das ist ja super, du kannst nächstes Jahr in Pension gehen! Du kriegst eine super Rente und sogar eine neue Wohnung mit Balkon.«

Angelikas Mutter knallte einen Ordner auf den Tisch.

»Eine hundselenlige Frechheit ist das!«, schrie sie. »Die wollen mich loswerden, damit sie einem billigen Jugo meinen Posten geben können, der den Wera-Slonim-Hof auch noch mitbetreut. Weil ihnen eine anständige Wiener Hausbesorgerin ein Graus ist, weil ich den Pfuschi mit dem Dach aufgedeckt hab! Den Jugo und den Türken interessiert's net, ob das Dach ein Pfuschi ist. Da, wo die herkommen, gibt's net einmal Dächer.«

»Mutti, da gibt's auch Dächer.«

»Ach so, Fräulein Oberg'scheit, warst du schon in der Türkei oder der Jugoslawakei?«

»Jugoslawien, Mutti, Jugoslawien.«

»Und, warst dort?«

»Nein.«

»Na woher willst das dann wissen? Sag du mir lieber, was ich gegen diese Pensionierung machen kann!« Erna schnitt sich eine dicke Scheibe Brot ab und biss hinein, ohne sie zu belegen. Mit vollem Mund, aus dem eingespeichelte Brotbrösel fielen, schrie sie: »Da in dem Ordner sind meine ganzen Unterlagen. Du bist ja eh so eine Zettelfee, also los, mach deine Magie. Ich hab net mein Leben diesem Bau gewidmet, damit ihn ein Jugo verkommen lässt. Ich bleibe!«

Erna schlang ihr Brot in vier Bissen herunter und band sich, obwohl Sonntag war, die Kittelschürze um. Sie befestigte den Hausbesorgerschlüsselbund daran, ließ Angelika noch wissen, dass sie sich gern am Kaffee bedienen dürfe, und stürmte dann hinaus. Durch das Fenster, das auf die Liggerhecke im Innenhof zeigte, hörte Angelika:

»Frau Madersbacher, wissen S' scho? Pensionieren wollen mich die Gfüüden, damit ein Jugo Hausbesorger wird!«

Angelika schüttelte resigniert den Kopf. Internationalität war einer der ihrer Mutter unverständlichen Gründe gewesen, warum Angelika in der Hotellerie hatte arbeiten wollen. Erna Moser war eine Wienerin alten Schlags. In der grantigen, sich immer benachteiligt fühlenden Frau schlug ein Goldherzerl. Aber diesem waren Xenophobie und Ablehnung alles Unbekannten oder Neuen genauso eingeritzt wie die Liebe zu einem Achterl Veltliner beim Heurigen und der Schrammelmusik, wie man die traditionelle Wiener Volksmusik auch nannte. Ihrer Mutter den Reichtum der großen Welt näher-

zubringen, war aussichtslos. Angelika war froh, wenn Erna Moser die hässlichsten Ausfälle für sich behielt.

Angelika schlug den Ordner auf: Eng aneinandergeheftet fanden sich Erna Mosers Dokumente, fein säuberlich in billige Klarsichtfolien geschoben, die aneinanderklebten. Meldezettel, Staatsbürgerschaftsnachweis, Taufschein, ausgestellt auf Erna Benedictina Moser. Angelika hatte gar nicht gewusst, dass ihre Mutter einen zweiten Vornamen hatte. Benedicere hieß segnen, aber auch gut sprechen. Angelika lachte lauthals auf. Ihre Mutter hatte keine hohe Meinung von Akademikern, Politikern, Pfarrern und schon gar nicht Beamten, aber mit beeindruckender Akribie hatte sie alle wichtigen Dokumente, die das Leben einer Österreicherin im 20. Jahrhundert nachzeichneten, chronologisch abgeheftet. Angelika würde in diesem Ordner nichts finden, das Erna Mosers Pensionierung verhindern könnte, dazu müsste ihre Mutter schon selbst mit den zuständigen Beamten sprechen. Doch es übte eine seltsame Faszination auf Angelika aus, das Leben ihrer Mutter aus Sicht der österreichischen Bürokratie zu betrachten. Durch diese Dokumente zu blättern war, wie einen nackten Menschen im Nachbarhaus zu beobachten. Angelika wusste, dass ihre Mutter keine schöne Kindheit gehabt hatte, aber in nüchterner Amtssprache zu lesen, dass ihre Mutter in einem Kinderheim gewesen war, dass der Staat lange ihr Vormund gewesen war, machte den Schmerz fast spürbar. Und gerade als Angelika das tiefe Verlangen empfand, hinauszugehen und sie zu umarmen, da stieß sie auf Dokumente, die unmöglich echt sein konnten. Diese mit Schreibmaschine beschriebenen Papiere und Durchschläge erzählten von Gerichtsverhandlungen mit einem gewissen Herrn Diplom-Ingenieur Emil Beinert, der drei Jahre lang

versucht hatte, das Sorgerecht für Angelika zu bekommen, weil er angeblich ihr Vater war.

In Erna Mosers Wohnung wurde nicht geraucht. Rauchen war für sie Geldverschwendung und Anzeichen eines schwachen Charakters. Angelika wollte das Fenster öffnen, um wie früher hinauszusteigen, aber ihre Hände zitterten so sehr, dass sie vom Griff abrutschte. Vom Herzklopfen geschüttelt, zündete sie sich am Gasofen eine Zigarette an, aschte in ihren Kaffeebecher. Neunundzwanzig Jahre lang hatte Erna Moser behauptet, sie habe vor dreißig Jahren zu viel getrunken und sei mit irgendeinem Fremden mitgegangen. Diese Dokumente behaupteten etwas anderes. Diese Dokumente behaupteten, dass ihr Vater einen Namen hatte: Diplom-Ingenieur Emil Beinert. Diese Dokumente behaupteten, dass ihr Vater jahrelang vor Gericht gegen ihre Mutter prozessiert hatte, um Angelika bei sich haben zu dürfen.

Angelika war eine Gelegenheitsraucherin, die sich strenge Regeln auferlegt hatte, um nicht süchtig zu werden: nur in Gesellschaft, niemals vor vierzehn Uhr, nie mehr als zehn pro Tag. Aber nun inhalierte sie eine Zigarette nach der anderen, bis der Kaffee, in den sie aschte, eine dickflüssige Paste geworden war. Sie wartete darauf, dass ihre Mutter zurückkam. Doch als die Tschickpackung leer war, verließ Angelika die Kraft. Zu viele Nächte hatte sie als Kind schlaflos darauf gehofft, dass ihre Mutter zurückkam und die Monster unter dem Bett verjagte: Sie war nicht ein Mal gekommen. Angelika riss alle Fenster auf, spülte die Zigaretten in der Toilette hinunter. Sie wollte die mitgebrachten Speisen in den Kühlschrank stellen, doch sie ließ es bleiben: Sollten sich die Fliegen den Beinschinken holen. Angelika schloss die Tür nicht ab. Hinterließ keine Nachricht.

Auf dem Weg zur Straßenbahn sah Angelika ihre Mutter inmitten eines halben Dutzends Nachbarn im Eiscafé Venezia sitzen, das im Erdgeschoss des Gemeindebaus an der Straße lag. Angelika kannte die Anwesenden, seit sie denken konnte: Sie hatten ihr bei Hausübungen geholfen, sie zu Ausflügen oder ins Freibad mitgenommen, jedes Jahr mit ihr Geburtstag gefeiert. Angelika war am Rosenmontag auf die Welt gekommen, der im Schaltjahr 1960 auf den 29. Februar fiel. Damit Angelika nicht nur alle vier Jahre Geburtstag feiern konnte, hieß es fortan, Angelika habe am Rosenmontag Geburtstag, und Erna Moser veranstaltete jedes Jahr ein Faschingsgschnas in der ehemaligen Großwäscherei des Gemeindebaus. Die Nachbarn verkleideten sich und überhäufte Angelika mit Geschenken. Sie brachten Musik, Girlanden, Bowle und fettige Krapfen, aus denen die Marmelade spritzte, wenn man zu gierig hineinbiss. Angelika verkleidete sich jedes Jahr als Prinzessin, denn das war sie auch: die Faschingsprinzessin des Veza-Canetti-Baus.

Wenn sie diese Menschen traf, wärmten ihr die Erinnerungen normalerweise das Herz, doch heute blieb alles kalt. Sie trat dennoch in das Café ein, die Eistheke war so leer, wie Angelika sich fühlte. Ausgewaschen und steril warteten die Edelstahlwannen auf wärmere Tage. Hatten diese Leute, die zu ihr immer lieber gewesen waren als zu den anderen Kindern, gewusst, dass es einen Vater gab, von dem sie ferngehalten wurde? Hatte sie immer mehr Süßigkeiten bekommen als die anderen, weil man sie bemitleidete? Entsprang die Mühe um ihren Faschingsgeburtstag dem schlechten Gewissen, sie zwar mit in den Zoo genommen, aber ihr nie von diesem Lebewesen namens Vater erzählt zu haben, obwohl alle auf einer Liste als »Zeugen« im Vormundschaftsprozess angeführt waren?

»Und, Geli, hast was gefunden?«, rief Erna Moser. Am Tisch standen Spritzer-Gläser, bunte Strohhalme wurden von der Kohlensäure zum Tanzen gebracht. »Ich sag's euch, meine Geli, die ist so gescheit, die wird uns vor den Jugos retten!«, verkündete sie.

»Wie geht's dir beim Frohner?«, fragte die Weberin, eine pensionierte Billa-Verkäuferin von der Zweierstiege, die Angelika oft Süßigkeiten zugesteckt hatte.

»Was tut sich in der Liebe?«, fragte die Simmelbacherin, die Angelika die ersten Tampons geschenkt hatte, damit sie im Sommer mit den anderen baden gehen konnte.

»Hast du schon wieder abgenommen?«, kommentierte die Frau Sinowitz, von der Angelika die Wohnung in der Talgasse untergemietet hatte.

»Jetzt lassts das Mädli erzählen«, sagte der Herr Bretterbauer, der einst heftig um Erna Moser geworben hatte, sich aber mittlerweile damit begnügte, sie gelegentlich ins Eiscafé einzuladen.

Zuversichtlich, selbstsicher, glücklich saß Angelikas Mutter in dieser Runde aus Nachbarn. *Komplizen*, dachte Angelika, und plötzlich merkte sie: Ihre Mutter befand sich nicht *bei* ihnen, sie thronte *über* ihnen am Kopfende, auf vier übereinandergelegten Sitzkissen. Erna Moser beklagte sich oft über ihre Rückenschmerzen. *Meine Bandscheiben hab ich gegeben für den Gemeindebau!* An den Seiten des Tisches konnte sie wegen der Zugluft nicht sitzen. Und erstmals fragte sich Angelika: Waren die Rückenschmerzen nur eine Lüge, um immer den besten und bequemsten Sitzplatz zu haben, aber vor allem: den Vorsitz?

»Geli? Was is jetzt mit der verfotteten Frühpensionierung?«

Entthronung, dachte Angelika. Ihre Mutter wollte die Macht nicht aufgeben. Macht über den Gemeindebau. Macht über die Nachbarn. Macht über die eigene Tochter.

»Was du machst, ist mir egal«, sagte sie und ging zur Tür.

»Jössas, hat die ihre Tage?«, fragte Frau Weber.

»Geli, trink was mit uns, hilft gegen die Launen!«, rief ihr der Bretterbauer hinterher. Nur von ihrer Mutter kam kein Wort, bis die Tür des Eiscafés hinter ihr ins Schloss fiel. Wahrscheinlich hatte sich Erna Moser erinnert, welche Dokumente sie noch in diesem Ordner aufbewahrte. Und falls nicht: Angelika hatte ihn aufgeschlagen auf dem Küchentisch liegen lassen.

Sobald Angelika zu Hause im Bett war, fielen die bösen Geister über sie her. Sie war allein, hungrig und traurig, doch das Telefon blieb still. Was wäre gewesen, hätte sie einen Vater gehabt?

Wenn sie zu Sandkastenzeiten Vater-Mutter-Kind gespielt hatten, hatte ihre Freundin Astrid bei der Rollenverteilung gesagt: »Angelika kann net den Vater spielen, die weiß net, wie das geht.« In der Volksschule war sie dem neuen Religionslehrer vorgestellt worden mit den Worten: »Das ist die Angelika, die hat keinen Vater.« Und um sie zu hänseln, riefen die Kinder das hässliche Wiener Wort für unehelich geborene Kinder: *Bankert. Hausmeisterbankert.*

Wer war sie jetzt? Und wer war Emil Beinert? Angelika wälzte sich auf ihrem Bett, stand auf, ging zur Tür, ging zurück, öffnete den Kühlschrank, gähnte in die Leere, nicht einmal Alkohol war darin. Angelika rief bei Ingis Eltern an, Ingi war nicht da. Schlussendlich wählte sie Bertis Nummer. Nach dem dritten Läuten hob er ab.

»Angelika, ich hab heut keine Kraft, mit dir zu streiten.«

»Ich wollte dir nur mein Beileid ausdrücken.«

»Danke«, hauchte er.

»Dein Papa war sicher ein feiner Mensch«, sagte Angelika.

»War er«, sagte Berti, und ehe er weitersprechen konnte, unterbrach ihn Angelika:

»Entschuldige, dass ich so deppert war. Ich werd mit der Fortgeherei aufhören, versprochen. Ich mein das ernst mit dir. Kann ich zu dir kommen?«

Berti überlegte.

»Deine Entschuldigung ist süß, aber ich wär heut lieber allein.«

Angelika wog ab, ihm davon zu erzählen, was ihr widerfahren war. Doch sie hatte Angst, dass er sie für selbstsüchtig halten würde, und sie konnte heut nicht alleine sein, also sagte sie: »Du hast mir noch nie viel von deinem Vater erzählt. Ich würd so gern mehr über ihn wissen.« Angelika überkreuzte Zeige- und Mittelfinger. Berti willigte ein.

In seiner Wohnung erzählte er ihr einen ganzen Abend und eine halbe Nacht lang von Camping-Ausflügen an den Stausee Ottenstein, wo sein Vater ihm gezeigt hatte, wie man angelt. Er erzählte, wie er ihm in dem grünen VW Käfer das Autofahren beigebracht hatte. Angelika hörte mit halbem Ohr zu, stellte sich vor, wie es wäre, selbst einen Vater gehabt zu haben. Vielleicht hätte ihr Emil Beinert ein Käfer-Cabrio geschenkt. Vielleicht hätte Emil Beinert sie mit so einem Auto in die Tanzschule gefahren, wäre mit ihr einkaufen gegangen. Vielleicht hätte er sie zu einer echten Faschingsprinzessin gemacht, mit ihr auf dem Opernball getanzt, stolz, so eine schöne Tochter zu haben, die den Opernball eröffnete, statt die Eröffnung bloß mit ihrer Mutter im Fernsehen zu schauen. Angelika zwirbelte mit

ihrem Zeigefinger Bertis Brusthaar zu Locken und stellte sich vor, wie ihr Leben mit einem Vater verlaufen wäre, der ihr die Türen geöffnet hätte, die ihr stets verschlossen gewesen waren. Als Bertis Brust einem Pudelrücken ähnelte, schlief sie ein.

Unterhaltungen in der Josefstadt I

Bei meinem zweiten Besuch in der Justizanstalt Wien-Josefstadt wurde mir bewusst, warum es so schwierig ist, über real existierende Menschen zu schreiben: Man kann sich einem Mitgefühl zu ihnen schwer entziehen.

Angelika Moser war eine verurteilte Betrügerin, die ihrem Arbeitgeber über drei Millionen Euro gestohlen hatte, aber was mich für sie einnahm, war der Anfang ihrer Geschichte: ihr Ärger darüber, dass die Kollegen im Hotel nicht ihre gute Arbeit wahrnahmen, sondern sie darauf reduzierten, eine hübsche junge Partymaus zu sein. Ich hatte nach der Veröffentlichung meines ersten Romans auch gelegentlich das Gefühl, dass nicht das, was ich geleistet hatte, zählte, sondern vor allem, welche Schuhe ich trug.

Bei meinem zweiten Besuch versuchte ich, Angelika Moser Weihnachtskekse mitzubringen. Sie hatte mir erzählt, dass sie im Advent von den Nachbarn im Gemeindebau mit Keksen überhäuft worden war. Den Süßhunger habe sie sich in drei Jahrzehnten Frohner-Pâtisserie abgewöhnt, nur Selbstgebackenes mache sie schwach. Leider wurden mir die Kekse bei der Einlasskontrolle abgenommen. Ich weiß nicht, ob es ein Gesetz dagegen gibt, Gefangenen Backwaren mitzubringen, oder ob die Beamtinnen selbst Lust auf meine Kekse hatten. Aber ich war noch so eingeschüchtert von der Schlagkraft staatlicher Autorität, dass ich mich nicht traute, nachzufragen oder gar zu widersprechen.

»Von der Existenz meines Vater zu erfahren war eine Zäsur. Das hat mich völlig aus der Spur geworfen«, erzählte mir Angelika Moser. »Wobei, man könnte auch sagen, es hat mich auf

die richtige Bahn gebracht. Ich ging wochentags nicht mehr aus, bemühte mich um die Beziehung zu Berti, kochte für ihn, wenn er lernen musste, begleitete ihn zu seiner Mama und gab bei der Arbeit alles. Ich wollte zeigen, dass ich mehr kann, als die Partymaus im Café Korner zu sein.»

»Hat's funktioniert?«, fragte ich.

Angelika Moser zuckte mit den Schultern.

»Mehr oder weniger. Mit Berti schon. Bis heute kann ich mich auf ihn verlassen. Er war letzte Woche erst da und hat mir Kekse mitgebracht«, sagte sie, und bevor ich nachfragen konnte, wie er das gemacht hatte, erzählte sie weiter.

Was in der Luft liegen kann

Angelika stand in der Kaffeeküche und starrte auf das Unmögliche, das sich vor ihren Augen als möglich offenbarte: Der bleikristallene Servierteller von Bertis Mama war schon leer.

Monika Novotny nahm die Kanne aus der Maschine. »Also für das Rezept von der Punschtorte würd ich alles tun!« Monika goss Kaffee und Kondensmilch zu gleichen Teilen in ihre Tasse. »Magst auch?« Angelika verneinte und ging mit leerem Becher zurück an ihren Platz.

Bringst ihnen einen Kuchen von mir mit, da freuen sie sich!, hatte Bertis Mama vorgeschlagen, als Berti ihr beim Mittagessen geklagt hatte, Angelika werde im Grand Hotel nicht genug Wertschätzung entgegengebracht. Angelika wollte Berti unter dem Tisch treten, aber es war nicht das erste Mal, dass er auftischte, was sie ihm in der vertraulichen Bettwärme erzählt hatte, und sein Schienbein war schon recht versehrt. Angelika hatte sich gegen diesen Vorschlag gewehrt. Vor dem Frohner standen die Touristen Schlange, um das Frohner-Krapferl zu kosten, eine mit Vanillecreme, Weichkrokant, Rumfrüchten und Karamell gefüllte, mit Schokolade überzogene Brandteigspezialität, die weltweit imitiert und doch nie erreicht wurde. Dazu bot die Patisserie des Grand Hotels das wohl erlesenste Tortensortiment Wiens. Im Personalspeiseraum gab es ein Buffet mit Bruchstücken und Waren vom Vortag. Dort durfte man sich nach Belieben bedienen und Reste mit nach Hause nehmen. Und trotzdem

waren binnen vierzig Minuten die Hausfrauenmehlspeisen aus der Küche von Bertis Mama vertilgt worden. Klaus Schnattl kam aus seinem Büro, obwohl er damit beschäftigt war, das neueste *Lustige Taschenbuch* zu lesen und dabei so zu tun, als studierte er einen Aktenordner.

»Den Schwarzbeerenfleck hat meine Kärntner Oma auch immer gemacht. Kindheit am Gaumen, danke, Fräulein Moser, danke«, sagte er und nahm ihre Hände in die seinen. »Da tut mir fast leid, Ihnen mitteilen zu müssen: Der Herr Direktor hat anrufen lassen, Sie mögen bitt'schön runter in den Frühstücksraum kommen.«

»Oje«, sagte Angelika und beeilte sich. Sie war sofort überzeugt, dass der Direktor sie ausschimpfen wollte, weil sie frevelhafterweise Fremdbackwaren ins Frohner eingeführt hatte. Seit Angelika hier arbeitete, wusste sie, dass Ärger wirklich in der Luft liegen konnte, wie man überhaupt geballt empfundene Emotionen fast sehen konnte. Vielleicht wegen der dicken Mauern, durch die nichts entwich. Vielleicht wegen der Samtvorhänge, die jeden Luftzug stoppten. Vielleicht war das aber auch das Wesen eines Hotels: eine eigene Welt zu beherbergen, die sich von der äußeren abgrenzte. Die Anspannung vor Konferenzen, auf denen über das Schicksal ganzer Nationen entschieden wurde, brachte Fensterglas zum Vibrieren. Die Nervosität einer Hochzeitsgesellschaft ließ den Boden erzittern. Und wenn im Prater die Bäume blühten, sah man in den Gesichtern der Gäste überdurchschnittlich häufig jenen rosigen Glanz leidenschaftlicher Nächte. Spargel, Erdbeeren, Lilien, sogar das Schlagobers auf den Torten schien erregt. Und an jenem Vormittag roch Angelika Ärger. Sogar die nackerten Liebenden auf Angelikas Lieblingsgemälde sahen sich nicht

voller Begierde, sondern wütend an, als ob sie sich mitten im Akt an die Kränkungen erinnerten, die sie einander zugefügt hatten.

Der Frühstücksraum war voll besetzt, aber Angelika bemerkte dieses eine Paar: Die Frau, eine schlanke Vierzigjährige mit tadelloser Toilette, redete ohne Punkt und Beistrich auf den Mann ein, der zerknautscht und unfrisiert in seinem Stuhl hing, sie beugte sich über ihn wie ein Terrier, der einen Hasen gestellt hatte. Ja, der Ärger lag in der Luft. Den Direktor fand Angelika an der Servicestation, zwischen Küche und Saal. Dort stand er im Hintergrund, konnte dennoch Buffet, Kellner und Gäste überblicken. Spätaufsteher, die den Raum betraten, begrüßte er mit einem freundlich offenen Gesichtsausdruck. Und noch im Umdrehen verfinsterte sich das Antlitz, während er als flüsternder Tadelgott der Frühstücksdame Dora etwas auftrug, das Verzagen in ihrem Gesicht hinterließ. Angelika spannte den Beckenboden an, ehe sie herantrat.

»Fräulein Moser«, murmelte der Direktor knapp, dann hielt er eine vorbeieilende, sehr junge Speisenträgerin auf.

»Herrschaftszeiten, Fräulein, haben Sie keine Augen im Kopf? Die Dame auf Tisch siebzehn redet seit zwanzig Minuten ohne Unterbrechung auf den Ehemann ein, ihr Kaffee wird schon kalt sein.«

»Ja und?«, piepste die Speisenträgerin, woraufhin die direktoralen Halsschlagadern über dem engen Hemdkragen hervorpulsierten.

»Bringen S' ihr stante pede einen frischen!«

Die Speisenträgerin rannte davon.

»Der Herr im Himmel lasse Hirn regnen«, sagte der Direktor, und Angelika überlegte, sich schon vorsorglich zu

entschuldigen. »Wie geht es Ihnen, Fräulein Moser?«, fragte der Direktor.

»Mir?«

»Haben Sie eine unsichtbare Schwester?«

»Das mit der Mehlspeis' tut mir leid.«

»Welche Mehlspeis?« Der Direktor observierte, wie die junge Speisenträgerin jener ungebremst auf ihren Mann einredenden Dame einen frischen Kaffee servierte. Die Dame unterbrach ihren Sermon nicht. Der Mann war so tief in den Sessel hineingerutscht, dass sein Hintern bald über die Kante gleiten würde. Der Direktor sprach weiter: »Mir liegt am Wohl meiner Mitarbeiter. Vor allem der guten. Und ich hab in den letzten Wochen nur das Beste über Sie gehört.«

»Ich bemühe mich«, sagte Angelika.

Der Mann fixierte die Tischplatte, während die Frau der Speisenträgerin über die Schulter einen Fünfhunderter reichte. Fünfhundert Schilling waren für Angelika sehr viel Geld. Für die Speisenträgerin wahrscheinlich noch mehr, sie knickte so tief, dass das Knie fast den Boden berührte.

»Der Gatte an Tisch siebzehn könnt' einem fast leidtun«, sagte der Direktor. »Will frühstücken und wird seit eineinhalb Stunden niedergeredet.«

Angelika beobachtete, wie die Dame ihre knallroten, sehr langen Fingernägel beim Reden immer wieder ins Tischtuch bohrte. Ein Wunder, wenn dieses unbeschadet aus der Wäscherei zurückkäme. Dann bemerkte sie, wie die Frühstücksdame Dora sie anstarrte. Angelika entfernte sich reflexartig einen Schritt vom Direktor, nicht, dass wieder getuschelt wurde.

»Glücklicherweise hat einem niemand leidzutun, der Gattin und Mätresse im selben Hotel einquartiert, wenn er nicht

einmal auf Geschäftsreise monogam sein kann. Heute Nacht dürfte er durcheinandergekommen sein.«

Besagter Gatte hatte rotblonde Haare, die vom Hinterkopf ausgehend weniger wurden. Seine Haut war unrein, groß war er auch nicht, ein sich anbahnender Buckel verriet, dass er sogar noch kleiner werden würde.

»Das bleibt natürlich unter uns«, sagte der Direktor, »aber wie ich merken durfte: Diskretion ist eine Ihrer Tugenden.«

Der Direktor trat wieder einen Schritt näher. Dora räumte Silberplatten mit Aufschnitt vom Buffet und warf zwischendurch einen Schulterblick zu Angelika. Bildete sie sich das ein? Schauten die anderen auch? Pierre-Henri blickte zu ihr oder zu der jungen Speisenträgerin, die neben Angelika ein übervolles Tablett balancierte.

»Fräulein Moser, ich habe ein Problem, das die Nachfahren von einstigen Miteigentümern dieses Hauses betrifft. Mein Vater hat die Friedensmanns, die einst einen Minderheitsanteil hielten, über Wert ausbezahlt und ihnen seinerzeit bei der Ausreise nach Shanghai geholfen, wo sie ohne Nachkommen gestorben sind. Aber seit einigen Jahren treibt eine amerikanische Anwaltskanzlei ihr Schindluder in unserer schönen Wienstadt. Die haben sich mit hiesigen Nestbeschmutzer-Advakaten zusammengetan und rollen nun alte Geschichten auf, in der Hoffnung, sich bereichern zu können.«

Angelika horchte auf: *Advakaten* war ein Wort, das in Wien eher die hart arbeitenden Leute gebrauchten, die auch das Meidlinger L in all seiner Pracht intonierten, und nicht Hoteldirektoren, die ein Schönbrunner Deutsch pflegten, das von allen Konsonanten den noblen Umweg durch die Nase verlangte, ehe sie ausgesprochen wurden. Pierre-Henri schaute noch immer zu Angelika. Oder sah er zum Direktor,

der geheimniskrämerisch einen weiteren Schritt näher an sie herantrat? Nicht schon wieder, dachte Angelika, während der Anzugstoff seines Jacketts sie am Oberarm streifte.

»Ich brauche Dokumente aus dem Archiv, um nachzuweisen, dass der Eigentümerwechsel bei uns damals tadellos abgewickelt wurde. Mein Vater war ein redlicher Mann, diese Advakaten hingegen sind berüchtigt für ihre Spielchen.«

Angelika spürte den Oberarm des Direktors nicht, nur der Stoff ihrer beider Jacketts knisterte, aber sie ahnte: Der gesamte Frühstücksservice würde heute Abend im Café Korner laut überlegen, was das Fleisch unter dem Stoff tat, sobald es unbeobachtet war.

»Das ist alles keine große Sache, man muss es heutzutage fast als Auszeichnung der eigenen Leistung betrachten, mit derlei konfrontiert zu werden, denn solche Kanzleien melden sich ja nicht bei den heruntergekommenen Schimmel-Absteigen am Gürtel. Ich brauche jemanden, dem ich vertrauen kann, diese Sache diskret und gründlich abzuwickeln.«

Angelika trat einen Schritt zur Seite und hoffte, dass der Direktor nicht nachrückte: Neben ihr stand die Orangensaftpresse. Weiter weg war nicht möglich.

»Da kann Ihnen die Frau Packlhuber sicher helfen.«

»Die Frau Packlhuber hat eine Stauballergie. Wenn ich sie ins Archiv schicke, kann ich gleich einen Krankenwagen mit Beatmungsgerät bestellen.«

Dora kam mit frisch belegten Aufschnittplatten zurück aus der Küche: Zwischen Wurst und Käse türmte sich kunstvoll arrangiertes Obst. Sähen die Krakauer und der Beinschinken daneben nicht so ordinär aus, man hätte es als Stillleben malen können.

»Die Frau Angermayer und die Frau Novotny kennen sich in den Archiven viel besser aus als ich.«

»Schauen S', Fräulein, ich erwarte nicht, dass Sie diese zusätzliche Aufgabe in der normalen Arbeitszeit unterbringen. Sie sollen länger bleiben und bekommen das doppelte Überstundenentgelt. Aus Diskretionsgründen würde ich ohnehin wollen, dass Sie dann bei mir im Herrenzimmer arbeiten. Was ich Ihnen hier anvertraue, ist streng vertraulich. Nicht, dass ich etwas zu verheimlichen hätte. Aber das Gerede, Sie wissen ja, das Gerede.«

Angelika nickte: Das war das Problem. Das Gerede, das Gerede.

»Frau Angermayer und Frau Novotny sind langjährige, sehr geschätzte Mitarbeiterinnen, aber Sie kennen die beiden. Wie soll ich das taktvoll formulieren? Sie, Fräulein, haben im Gegensatz zu diesen Damen doch Ambitionen! Ich wäre Ihnen äußerst dankbar!«

Angelika sah, dass Dora mit Pierre-Henri flüsterte, beide schauten zu ihr und dem Direktor. Angelika hatte heute einen ihrer engsten und kürzesten Röcke angezogen, die trug sie am liebsten. Doch nun bereute sie es.

»Tut mir leid, Herr Direktor, ich bin ausgelastet mit meinen Aufgaben. Aber danke für Ihr Vertrauen«, flüsterte Angelika und huschte mit schnellen Schritten hinaus aus dem Frühstücksraum. Die Frau an Tisch siebzehn redete noch immer auf ihren Gatten ein, der wie ein nasser Waschlappen in seinem Stuhl hing. Im Vorbeigehen sah Angelika, dass sie zumindest ihren Kaffee getrunken hatte, und: Die Hand, die vorher noch Löcher in das Tischtuch gebohrt hatte, lag mittlerweile auf seinem Oberschenkel. Angelika wurde traurig. Sie hatte sich gewünscht, die Frau würde den Ehering

auf den Tisch knallen und sich solche Demütigungen nicht bieten lassen. Liebte sie diesen schiachen Affen von einem Mann? Oder war das Leben, das er ihr bot, mit Übernachtung im Frohner bei jedem Wien-Besuch, bloß so komfortabel? Auf dem Weg zurück in die Verwaltungsabteilung sagte Angelika sich, dass der Komfort, nicht wieder Hauptgesprächsthema im Café Korner zu sein, mehr wert war als doppeltes Überstundenentgelt. Sich das Ansehen der Kollegen zu verdienen war in einem Haus wie dem Grand Hotel Frohner gar nicht so leicht. Die große Welt ging hier ein und aus, aber hinter den Kulissen schlug ein enges Wiener Herz, das wenig verzieh – am wenigsten einer jungen Frau, die sich in Miniröcken wohlfühlte.

Filofax, Malbuch und Rum

Den Frühsommer, der im Mai die Stadt eroberte, verbrachte Angelika nicht im Burggarten wie im letzten Jahr, als sie bei Schönwetter mit Ingi auf einem Handtuch gesessen und mit einer Flasche Rotwein in der Handtasche alte Ausgaben des Magazins *Wiener* studiert hatte. Sie betrat Zimmer V₂ als Erste und ging als Letzte. Ihre Mittagspausen verbrachte sie mit der Lektüre der Kostenstellenrechnung, um in freien Minuten Einsparpotenziale in verschiedenen Abteilungen zu entdecken. Musste sie auf die anderen Teilnehmer einer Besprechung warten, kalkulierte sie Zimmerpreise durch oder stellte andere kleine Zahlenspiele an. Mit ihrem Urlaubsgeld pilgerte sie auf die Mariahilfer Straße zum Miller, einem uralten Schreibwarengeschäft, das köst-

lich nach frischer Tinte, unberührtem Leder und altem Papier roch. Der Chef höchstpersönlich fragte, womit er helfen könne. Angelika erstarrte vor Ehrfurcht und schilderte, dass sie ein gutes Notizbuch brauche, woraufhin er den Filofax-Produktkatalog zückte. »Junge Dame, Sie haben Großes vor, also denken Sie groß«, sagte er.

Angelika kannte Filofax eigentlich als Yuppie-Accessoire, über das Leute im U₄ die Nase gerümpft hatten. Aber da genau diese Leute mittlerweile nicht mehr im U₄ tanzten, weil sie Kinder oder Karriere oder einen Platz auf dem Zentralfriedhof hatten, ließ Angelika sich begeistern. Sogar auf Himalaya-Expeditionen nähmen Menschen ihren Filofax mit, denn um zu überleben, müsse man effizient organisiert sein. Das gefiel ihr. Eineinhalb Stunden lang hockten Angelika und der Inhaber des Schreibwarengeschäfts über dem Katalog, befühlten Muster, beschnupperten Lederproben, bis sich Angelika den perfekten Organizer für das Leben, das sie wollte, zusammengestellt hatte: burgunderfarbenes Kalbsleder, die Ecken verstärkt mit 12 Karat Gold, eine Schlaufe für den Kuli. Vorne ein Fach für Tickets und Rechnungen, hinten sechs Kreditkartenfächer. Angelika hatte zwar noch keine Kreditkarte, hoffte aber, eine Frau zu werden, die Kreditkarten hatte. Sie entschied sich für folgende Einlagen: zwei Notizblöcke, privat (blanko) und beruflich (kariert), ein Terminkalender mit einer Woche pro Doppelseite, Adressbuch, Durchschlagpapier, Statistik-Blätter und Finanzaufzeichnungen, Einkaufsliste, Memo-Sektion, Geburtstagskalender und eine Weltkarte mit Zeitzonen.

Als ihr Filofax geliefert wurde, fühlte sich Angelika gerüstet: Jedes Problem war das Ergebnis eines Durcheinanders. Ordnung und Organisation seine natürlichen Feinde. An-